

Der folgende Text ist – leicht verändert und durch Abbildungen sowie eine englische Übersetzung ergänzt – in der Zeitschrift GAM Graz Architecture Magazine, Ausgabe 03 „Architecture meets Life“, auf den Seiten 10-29 erschienen. Wenn Sie diesen Text zitieren möchten, ziehen Sie bitte diese Originalquelle heran.

LACKSCHÄDEN UND KRÄHENFÜßE: WIE DER GEBRAUCH IN DEN ARCHITEKTURDISKURS KOMMT

Riklef Rambow und Jörg Seifert

„Eines Abends tropfte Wasser in den Wohnraum der Villa Savoie. Leckes Dach am Samstag. Der Hausherr läßt den Architekten kommen, Bauleiter und Unternehmer dazu: Am Boden eine Pfütze, ratlose Gesichter suchen Erleuchtung beim Architekten. L-C bittet um ein Blatt Schreibpapier, wendet sich in eine Ecke, und ist gleich zurück mit seiner Lösung. Setzt ein behend gefaltetes Papierschiffchen auf den winzigen Teich, schnippt es mit dem Finger an, sagt ‚voilà‘ und geht.“¹

Diese Anekdote, die nicht ohne Polemik über Le Corbusier berichtet wird, soll die Ausgangsthese des folgenden Artikels untermauern, dass Architektur allzu häufig nur eingeschränkt dem ursprünglich intendierten Gebrauch – ihrer Nutzung als Gebäude im Sinne eines Gebrauchsgegenstandes – dient. Das Beispiel transportiert zudem sehr plastisch ein bestimmtes Selbstverständnis des Architekten, nach dem es offensichtlich nicht zu seinen Aufgaben gehört, diesen Gebrauch dauerhaft zu gewährleisten. Mag Le Corbusier, den beispielsweise auch die Platzierung von Fallrohren oder das Steigungsverhältnis der Treppen im Kloster La Tourette herzlich wenig interessierten, als Extremfall für diese Haltung gelten, so bildet er doch keineswegs eine Ausnahme. Weshalb aber ist häufig eine derart große Diskrepanz zwischen den ästhetisch konzeptionellen Entwurfsaspekten und den technisch-funktionalen Fragen der Gebrauchsfähigkeit zu beobachten?

Gestaltung gegen Gebrauch?

Vereinfachend können zwei grundlegende Ursachen für eine Kluft zwischen Entwurf und Gebrauch unterschieden werden: Wollen und Können, Motivation und Kompetenz. Der Aspekt der Motivation verweist darauf, dass die optimale Nutzbarkeit eines Gebäudes keineswegs das einzige Ziel von Architektur ist. Das Selbstverständnis der Architektur als Baukunst verlangt es vielmehr, dass ein Gebäude nicht ausschließlich der Bedürfnisbefriedigung seiner Nutzer dient. Um als Architektur wahrgenommen und akzeptiert zu werden, muss es einen gestalterischen Mehrwert besitzen, der ihm Bedeutung innerhalb des architektonischen Fachdiskurses verleiht. Die amerikanische Soziologin Magali Sarfatti Larson hat eindrücklich beschrieben, wie stark dieser „autonome“ Fachdiskurs seinen eigenen Regeln folgt². Für sie ist die dauerhafte Spannung zwischen dem autonomen Diskurs innerhalb der Architektur und dem heteronomen Diskurs über Architektur, der von Seiten der Gesellschaft, der Bauherren und Nutzer an die Disziplin

herangetragen wird, ein wesentliches Merkmal von Architektur, das in dieser spezifischen Form keine andere Disziplin aufweist.

Für den einzelnen Architekten heißt das, dass er sich bei jeder Bauaufgabe sehr unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Anforderungen gegenüberstellt. Personell manifestiert sich diese Situation beispielsweise in der Anwesenheit von Fach- und Sachpreisrichtern bei Wettbewerben und deren bisweilen disparaten Beurteilungskriterien. Erfahrene Wettbewerbsarchitekten haben dies verinnerlicht und können intuitiv mit den unterschiedlichen Kriterien umgehen. Und natürlich wissen sie, dass die Fachpreisrichter in der Überzahl sind, der Jury-Entscheid also in der Regel den Gepflogenheiten des autonomen Diskurses folgen wird. Entsprechend basieren die Darstellungen der Arbeiten auf den jeweils aktuellen visuellen und sprachlichen Codes, möglicherweise noch verfeinert auf die vermuteten Präferenzen des jeweiligen Jury-Vorsitzenden zugeschnitten. Eine umfassende Orientierung des Entwurfs an den antizipierten Nutzererwartungen und -bedürfnissen ist unter diesen Umständen nicht als rationale Strategie zu betrachten.

Das Selbstverständnis des Architekten als Baukünstler verlangt sogar eine gewisse Nonchalance gegenüber allzu profanen Ansprüchen an das Funktionieren eines Gebäudes und gegenüber den Wünschen, Erwartungen, Bedürfnissen der Bauherren oder der späteren Nutzer. Das Bild des Architekten als einsamer Held, der gegen alle Widerstände das künstlerisch Notwendige tut, der konsequent und unbeirrt seinen Weg geht, auch wenn die Richtigkeit seiner Entscheidungen sich den meisten (zumindest den Bauherren und Nutzern) erst retrospektiv enthüllt, ist als mythisches Erzählschema noch immer wirksam, auch wenn es sich seit den Zeiten der heroischen Moderne sicher modifiziert und abgeschwächt hat.³ Es wird, in variierender Intensität, implizit oder explizit, auch in der akademischen Lehre weiterhin tradiert.

Es gibt also durchaus nachvollziehbare Gründe, warum Architekten den Gebrauchswert der Architektur während des Entwurfs gar nicht in das Zentrum der eigenen Überlegungen stellen, sondern sich vor allem an anderen Kriterien für Entwurfsqualität orientieren. In manchem Fall mag daher die Motivation zur Auseinandersetzung mit den Nutzungsanforderungen wohl reduziert sein. Das heißt aber weder, dass Fragen des Gebrauchs in der Entwurfsphase irrelevant seien, noch dass diese Aspekte ausschließlich von den Nutzern – den architektonischen Laien – thematisiert werden, während sich etwa Architekten nur der ästhetischen Komponente widmen würden. Vielmehr schließt Gebrauch von Architektur selbstverständlich auch Letztere ein, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Frage, inwiefern Gebrauchsspuren die optischen Qualitäten von Architektur mindern oder ob sie zum Altern von Gebäuden „in Würde“ beitragen. Gebrauch tangiert ebenso die Raumwirkung der Architektur und ihre emotionalen Momente. Halten sich die Nutzer gern oder nur widerwillig in einem Gebäude auf? Welche Bedeutungen schreiben sie räumlichen Situationen zu? Worauf richten sie ihre Aufmerksamkeit, und mit welchen Begriffen beschreiben sie einen Raum oder eine Fassadenansicht? Diese Fragen sollten Teil eines erweiterten Verständnisses von Gebrauch sein, damit dieses auch im autonomen Diskurs anschlussfähig wird.

Als Beispiel hierfür soll eine Passage aus einem jetzt posthum veröffentlichten Interview⁴ mit Hans-Georg Gadamer dienen, der damit gleichzeitig ein interessantes Zeugnis für die z.T. sehr hohe ästhetische Sensibilität von Laien ablegte. Gadamer war als Baubeauftragter – d.h. als Vertrauensmann seiner Professorenkollegen – in die Entscheidungsprozesse zur baulichen Gestaltung und Entwicklung der Universität Heidelberg involviert. Er erinnerte sich u.a. an eine Diskussion in den in den fünfziger Jahren um den „Marstallhof“. Dort musste nach langen Auseinandersetzungen ein Fakultätsgebäude – ursprünglich von Friedrich Weinbrenner in den historischen Kontext eingefügt – aus praktischen Erwägungen einem deutlich größeren Neubau von Otto Ernst Schweizer weichen. In der Debatte hatte sich Gadamer deutlich gegen den Abriss des Weinbrennerbaus ausgesprochen, weil er durch diese Architektur – wie er beschreibt – einen „Zuwachs an Sein“ erlebt hatte: „Das Treppenhaus war so schön, dass ich immer eine gewisse Zeit brauchte, um da rauf zu kommen, weil ich zwischendurch immer wieder stehen blieb.“⁵ Mit diesen Argumenten konnte sich Gadamer allerdings nicht durchsetzen und der Abriss wurde auf der Grundlage des Entwurfsvorschlags von Schweizer betrieben, welcher hierzu keine Alternative vorgesehen hatte.

Auf den ersten Blick scheint dieses Beispiel lediglich die vermeintlich schwache Position von Laien gegenüber Experten zu verdeutlichen. Kurioserweise hatte im konkreten Fall aber ein ästhetisch sensibilisierter Laie eine Haltung vertreten, die man spontan wohl eher einem Architekten zuschreiben würde und die mit dem funktionalen Argument größeren Platzbedarfs entkräftet wurde. Warum konnte sich Gadamer damals nicht durchsetzen? Die Umstände lassen sich heute nicht mehr vollständig rekonstruieren. Neben der komplexen Konstellation unterschiedlicher Perspektiven und Interessen haben sicher auch zeitgeistbedingte und architekturideologische Aspekte die Entscheidung beeinflusst. Heute hätten die Architekten vielleicht die Argumentation Gadamers begrüßt und – z.B. im Stil der Tate Modern London – nach Erweiterungsmöglichkeiten des Altbaus gesucht.

Jenseits der Experten-Laien-Asymmetrie verweist das Beispiel daher auch auf unterschiedlich weit gefasste Begriffe des Gebrauchs. In Heidelberg hatte damals offensichtlich ein verkürztes Begriffsverständnis dominiert, nach dem der Gebrauch in Opposition zu Ästhetik und Raumwirkung gesehen wurde. Ein solches, ausschließliches Denken in Oppositionen – Gebrauch, Funktion, Technik versus Gestalt, Ästhetik, Kreativität – offenbart mitunter auch ein fragwürdiges Elitebewusstsein, wie es z.B. bei der eingangs zitierten Anekdote um Le Corbusier zum Ausdruck kommt. Bei allem Verständnis für unterschiedliche Gewichtungen zugunsten der Gestaltung sollten sich Architekten jedoch der wechselseitigen Durchdringung von Gebrauch und Design stellen. Dabei gilt es einerseits Gebrauchsaspekte in das Entwurfskonzept zu integrieren, andererseits Erlebnisqualität als Teil der Gebrauchseigenschaften zu betrachten und schließlich diese Zusammenhänge auch gegenüber Laien zu kommunizieren. Voraussetzung hierfür ist allerdings, zunächst einmal selbst nach dem Wissen und Können zu fragen, das benötigt wird, um eine optimal gebrauchsfähige Architektur zu schaffen.

Wissen und Praxis in der Architektur

Was aber heißt Wissen überhaupt in der Architektur? Und in welcher Weise fließt Wissen in den Entwurfsprozess ein? Diese auf den ersten Blick vielleicht trivial erscheinende Frage ist ebenso

bedeutsam wie schwierig zu beantworten. Ihre Bedeutung resultiert daraus, dass der Status der Architektur als eines freien Berufes oder – wie man im Englischen sagen würde – einer Profession im Wesentlichen davon abhängt, dass sie glaubwürdig machen kann, über einen exklusiven, gesicherten Wissensbestand zu verfügen, diesen kontinuierlich fortzuentwickeln und an die nachwachsenden Architekten in geregelter Form weiterzugeben. Freie Berufe sind wissensintensive Berufe, das heißt, ihre Praxis hängt in nachweisbarer Form von diesem disziplinären Wissen ab.

In der Architektur ist das Verhältnis von Wissen und Praxis seit je prekärer als in anderen Disziplinen. Das hat zum einen wiederum mit ihrem Charakter als künstlerische Unternehmung zu tun. In den Künsten ist notwendigerweise das Verhältnis von Wissen und Tun stärker gelockert als in Disziplinen, die sich eher als angewandte Wissenschaft verstehen. Eine zu starke Determinierung des Tuns durch das Wissen würde als Einschränkung kreativer Möglichkeiten erfahren. Zum anderen ist dieses prekäre Verhältnis durch die Eigenschaften der architektonischen Aufgabe bedingt. Die Schaffung der menschlichen Behausung wird seit je als eine so umfassende Herausforderung begriffen, dass zu ihrer Bewältigung Wissen aus fast allen Disziplinen erforderlich oder zumindest nützlich ist. Der Architekt wird deshalb seit Vitruv als Generalist beschrieben, der sich in fast allen wichtigen Wissensgebieten auskennen sollte. Das heißt aber auch, dass er – heute natürlich viel mehr noch als zu Vitruvs Zeiten – in den meisten Gebieten auch Dilettant bleiben muss und dass die Wissensbasis der Architektur disparat und vergleichsweise wenig exklusiv ist.⁶

Aktuellen Ausdruck findet diese hier nur angedeutete Situation in der Diskussion um die Forschungsleistungen der universitären Architekturfachbereiche und deren „Messbarkeit“ im Zuge der Hochschulevaluation. Dabei wird offensichtlich, dass die Architektur nicht nach den gleichen Kriterien wie andere Fächer beurteilt werden kann, weil sie nicht über ein voll ausformuliertes, konsensfähiges Forschungsverständnis verfügt und deshalb auch nicht über die wissenschaftsorganisatorische Infrastruktur, die nötig ist, um eine bestimmte Form rationaler Leistungsbeurteilung überhaupt zu ermöglichen. Vereinfacht gesagt: Der Weg von einer künstlerischen Rauminstallation über einen preisgekrönten Wettbewerbsentwurf bis zu einer kontrollierten Studie über eine bestimmte Konstruktionsmethode ist sehr weit. Damit sind natürlich längst nicht alle Möglichkeiten architektonischer Forschung benannt.⁷

Es zeichnet die Architektur aus, dass zu ihrer Ausübung sehr unterschiedliche Arten von Wissen und Erfahrung notwendig sind, die im Akt des Entwerfens integriert werden müssen.⁸ Es kann aber niemals genügen, auf diese Integrationsleistung lediglich zu verweisen; vielmehr muss für jeden Bereich des disziplinären Wissens auch möglich sein, anzugeben, welche Art von Wissen zu seiner Bearbeitung zur Verfügung steht, mit welchen Methoden es gewonnen und verfeinert wird, wie es während der Ausbildung weitergegeben wird, und nach welchen Kriterien es beurteilbar ist. Fragen wir also: Wie, das heißt mit welchen Strategien und Methoden, erzeugt die Disziplin Architektur Wissen über den Gebrauch von Architektur, also über die Bedürfnisse und Wahrnehmungen ihrer Nutzer?

Wissensgenerierung durch Beobachtung

Zunächst einmal wird ein solches Wissen durch eigene Nutzung und deren bewusste Reflexion generiert: Jeder Architekt ist auch Nutzer von Gebäuden und verfügt daher über einen erheblichen Fundus an eigenen Erfahrungen im Umgang mit diesen. Im Verlauf seiner Ausbildung verfeinert er zudem sein Sensorium für architektonische Problemlösungen. Er widmet der Architektur mehr Aufmerksamkeit, sucht Bauten bewusst auf und analysiert sie sorgfältiger; dadurch gewinnt er wohl quantitativ mehr, aber auch qualitativ andere Informationen über den Gebrauch von Architektur als ein Nicht-Architekt. Dieser Erfahrungsgewinn ist zweifellos wertvoll, aber er ist auch problematisch, weil sich die Erfahrungen des Architekten in zweierlei Hinsicht von denen des Nutzers beim Gebrauch unterscheiden: Zum Einen beruhen die Erfahrungen des Architekten mit den meisten Gebäuden nur auf einmaligen Besuchen von kurzer Dauer, bei denen offen bleibt, wie sich ein Gebäude im täglichen Gebrauch bewährt. Doch gerade diese Alltagsqualitäten sind es ja, die einen wesentlichen Teil des Wissens über den Gebrauch ausmachen. Zum zweiten ist gerade auch die qualitativ andere Perspektive des erfahrenen Architekten problematisch: Sie lenkt die Wahrnehmung unwillkürlich auf bestimmte, architektonisch relevante Aspekte und macht es fast unmöglich, ein Gebäude einmal mit dem „naiven“ Blick des Nicht-Architekten zu betrachten.⁹

Anerkennenswert ist es daher, wenn im Rahmen der Architekturausbildung Versuche unternommen werden, die werdenden Architekten zumindest temporär zu diesem „naiven“ Blick zu animieren. Möglich ist dies z.B., indem die an Architekturschulen üblichen Exkursionen einmal ganz bewusst unter dem thematischen Fokus der Entdeckung von Nutzungsspuren und der Auseinandersetzung mit Gebrauchsaspekten gestellt werden. Eine weitere Form des gelenkten Erfahrungsgewinns ist das inszenierte „Rollenspiel“, das auf eine ganz spezifische Nutzerperspektive abstellt. So zum Beispiel, wenn sich Studierende im Rahmen der Baukonstruktionslehre für zwei Stunden mit einem Rollstuhl durch Gebäude oder den öffentlichen Raum bewegen und anschließend ihren Perspektivwechsel in einem Erfahrungsbericht fixieren müssen. Auch wenn hierbei angestrebt wird, „den Zustand des handicaps realistisch zu simulieren“,¹⁰ können und sollen derartige Übungen das Hineinwachsen des Architekten in die Rolle des Experten nicht verhindern. Das erwähnte Problem des spezifischen „Architektenblicks“ ist vielmehr grundsätzlicher Natur. Daher gilt: Das eigene Erleben unterschiedlichster Gebäude durch den individuellen Architekten ist zwar eine wichtige Grundlage von Wissen über die Nutzung von Gebäuden, aber es ist in mehrerlei Hinsicht verzerrt; dessen sollte sich der Architekt bewusst sein.

Eine diesbezüglich interessante Praxis, mit der versucht wird, Eigen- und Fremdbeobachtung miteinander zu verknüpfen, hat das Schweizer Architektenteam Atelier 5 im Laufe seines fünfzigjährigen Wirkens entwickelt. Während bereits das erste Projekt, die Siedlung Halen bei Bern, zunächst unter der Zielsetzung begonnen wurde, Wohnungen für die Architekten selbst zu bauen, lebt heute ein Großteil der Büropartner in selbst entworfenen Häusern. Aus dieser eher zufällig entstandenen Situation heraus wurde der zeitweilige Gebrauch der fertig gestellten eigenen Wohnstrukturen zum Prinzip erhoben und als essenzieller Bestandteil in die Entwurfsarbeit des Büros integriert. „Um neu entwickelte Siedlungs- oder Grundrisstypen zu

testen, hat das Atelier 5 verschiedentlich Häuser oder Wohnungen für einige Monate gemietet und abwechslungsweise zur Probe bewohnt.“¹¹

Hier wird also über einen längeren Zeitraum ein bewusster Perspektivenwechsel angestrebt. Zwar kann der Architekt auch dabei sein Expertenwissen nicht ausblenden, aber er schlüpft gleichwohl in die Rolle des – quasi privilegierten – Nutzers und so eröffnen sich neben der Erfahrung der alltäglichen Gebrauchsqualitäten des eigenen Konzepts auch Möglichkeiten des Gesprächs mit anderen Nutzern, nämlich den Nachbarn. Unter Umständen kann der Architekt dabei sogar entscheiden, ob er sich in seiner Doppelrolle zu erkennen gibt oder zunächst als gewöhnlicher Bewohner auftritt, um auf diese Weise möglichst unverfälschte Urteile und Wahrnehmungen mitgeteilt zu bekommen. Eine solche Vorgehensweise kommt der so genannten teilnehmenden Beobachtung¹² als qualitativer sozialwissenschaftlicher Methode nahe und könnte bei entsprechender Auswertung und Dokumentation – inklusive einer Publikation der Erfahrungen – durchaus als Forschung bezeichnet werden.

Nach Aussagen von Atelier 5 seien über Jahre hinweg „kontinuierlich Erkenntnisse aus den eigenen Beobachtungen“ bezüglich der Systematik von Wohnanlagen, funktionaler Details sowie der „räumlichen Verhältnisse und [...] Dimensionierung der Wohnungen“ in die Planung neuer Projekte eingeflossen. Zugegeben, so das Resümee der Architekten, „es sind subjektive Wahrnehmungen, aus denen wir unsere Schlüsse ziehen, aber gerade in der Gemeinschaft einer Siedlung lässt sich gut überprüfen, ob sie mit den Erfahrungen anderer Bewohner übereinstimmen.“¹³ Hierbei findet zwar auch eine intersubjektive Überprüfung individueller Beobachtungen statt, allerdings nur innerhalb eines kleinen, hermetischen Kreises. Der Architekturdiziplin insgesamt wird damit kein Wissen zur Verfügung gestellt.

Die eigene Erfahrung im Gebrauch von Architektur kann ergänzt werden durch die Beobachtung anderer. Das Beispiel der Praxis von Atelier 5 weist bereits darauf hin. Die Beobachtung der „eigentlichen“ Nutzer kann verschiedene Formen annehmen. Es kann sich um eine mehr oder weniger systematische Beobachtung des Verhaltens einer oder mehrerer Personen handeln. Das ist in öffentlichen Gebäuden sehr gut, in privaten weniger gut möglich. Der Vorteil der Verhaltensbeobachtung ist, dass sie – sofern sie beiläufig und unaufdringlich erfolgt – nicht auf Kommunikation angewiesen ist und den damit einhergehenden Schwierigkeiten der Verbalisierung eines Erlebens nicht unterliegt. Darin liegt aber zugleich auch einer der Nachteile dieser Methode: Man sieht eben nur, was die Leute tun, und erfährt nichts über Gründe, Gedanken, Gefühle. Zudem bleibt auch diese Methode stark von der Subjektivität des Beobachters beeinflusst, sofern dieser sich nicht durch die Einhaltung strenger methodischer Standards diszipliniert.¹⁴ Zusätzliche Möglichkeiten der Dokumentation und Kommunikation, aber auch erhebliche methodische Probleme, bietet der Einsatz filmischer Techniken.

Neben der Beobachtung des aktuellen Verhaltens, das sich unter normalen Umständen auch immer nur auf einen kurzen zeitlichen Ausschnitt beschränken dürfte, besteht eine weitere Möglichkeit des Erkenntnisgewinns darin, nach Veränderungen an der gebauten Substanz zu suchen, die auf bestimmte Nutzungsmuster hindeuten. Je nach Alter des Gebäudes mögen sich markante Abnutzungen in bestimmten Bereichen zeigen, aus denen sich rekonstruieren lässt, wo

sich die Menschen aufhalten und wo nicht. Man wird Umbauten oder Umnutzungen finden, die auf einen vormaligen empfundenen Mangel hindeuten. Die Analyse von Nutzungs- und Aneignungsspuren gibt also Aufschluss über langfristige Verhaltensmuster, insofern ergänzt sie die Verhaltensbeobachtung. Auch sie sagt nichts aus über Motive, Gründe und Empfindungen der Bewohner oder Besucher. Diese können nur aus Gesprächen und Befragungen ebenjener Nutzer gewonnen werden.

Dem Architekten steht also durchaus eine ganze Reihe von Erkenntnismöglichkeiten offen: Das eigene Erleben und dessen Reflexion, die Beobachtung des Verhaltens anderer Nutzer, das Ziehen von Schlüssen aus den langfristigen materialen Folgen des Verhaltens oder das Führen von Gesprächen mit unterschiedlichen Betroffenen. Der Nutzen einer derartigen individuellen Auseinandersetzung mit Gebäuden unterschiedlichster Art steht außer Frage; gleichwohl weisen diese Prozesse in der Regel keine Charakteristika von Forschung auf. Sie sind hochgradig anfällig für die Subjektivität des Beobachters, ihre Ergebnisse werden nicht verlässlich dokumentiert und sind deshalb nicht überprüf- und kaum diskutierbar. Die Weitergabe der auf diese Weise gewonnenen Erfahrungen z.B. im Rahmen der Hochschulausbildung bleibt ihrerseits auf subjektive, oft ad hoc produzierte Formen der Entäußerung angewiesen, was ein zusätzliches Moment der Unsicherheit in die Wissensproduktion einführt.

Architekturkritik als Wissensquelle

Natürlich ist diese Form der individuellen Erfahrungsgewinnung nicht die einzige Möglichkeit der Erzeugung von Wissen über den Gebrauch von Gebäuden. Eine weitere wichtige Quelle stellt die veröffentlichte Architekturkritik dar, die aus mehreren Gründen für das disziplinäre Wissen relevant ist: Zum einen hat sie eine Selektionsfunktion, sie trennt die Spreu vom Weizen; der einzelne Architekt könnte niemals so intensiv dem weltweiten Architekturgeschehen folgen, um die zahlreichen, erwähnenswerten neuen Gebäude überhaupt wahrzunehmen. Zum zweiten hat sie eine stellvertretende Entlastungsfunktion; sie stellt ohne einen persönlichen Besuch Informationen über Gebäude zur Verfügung und erweitert auf diese Weise den Speicher an bekannten „Fallbeispielen“ auf ein Volumen, das vermittels eigener physischer Aneignung so niemals zu erreichen wäre.¹⁵ Und zum dritten fungiert sie als Modell der Analyse und Beurteilung von Architektur und stellt insofern einen wesentlichen Teil des fachlichen Diskurses innerhalb der Architektur dar.¹⁶

Architekturkritiker beschäftigen sich zumeist mit fertig gestellten Gebäuden und bewerten sie auf ihre architektonische Qualität hin. Dabei kommen ganz unterschiedliche Kriterien zur Anwendung, und die Entwicklung, Modifikation und Stärkung dieser Kriterien können ihrerseits als ein wesentliches Anliegen von Kritik gelten. Bei der Bewältigung dieser Aufgabe sieht sich die Kritik allerlei Schwierigkeiten grundsätzlicher, aber auch organisatorisch-institutioneller Art gegenüber, worauf an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann.¹⁷ Der wesentliche Punkt ist, dass auch gute, erfolgreiche Kritik sich kaum mit dem faktischen Gebrauch von Architektur auseinandersetzt, sondern bestenfalls mit dessen Antizipation durch einen geschulten Beobachter, der seinerseits allerdings wiederum eine sehr spezifische Perspektive einbringt.

Der geringe Stellenwert der Gebrauchsaspekte im Rahmen der Kritik wird bereits daran ersichtlich, dass der Besuch des betreffenden Gebäudes durch den Kritiker in der Regel zu einem Zeitpunkt erfolgt, an dem von Gebrauch noch keine Rede sein kann, nämlich kurz vor der Einweihung. Gleiches gilt für die Architekturfotografie, die – im Zusammenspiel mit der Kritik oder auch unabhängig von ihr – aus guten Gründen das jungfräulich-unberührte Gebäude als ihren Gegenstand bevorzugt, mithin also gerade auf das Gegenteil der Dokumentation von Gebrauchsspuren zielt. Welche Art von Wissen wird aber durch die akkumulierte Rezeption von Kritik und begleitender Fotografie erzeugt? Es ist zweifellos ein Wissen über Gebäude, auch eines, das über differenzierte Urteile qualifiziert ist; es entstehen ein Bildspeicher und ein Repertoire möglicher Problemlösungen für ganz unterschiedliche entwerferische Probleme. Keinesfalls aber entsteht auf diese Weise geordnetes Wissen über das Gelingen solcher Problemlösungen im Gebrauch und in der Aneignung. Hypothesen über die Wahrnehmung und Nutzung von Gebäuden unter verschiedenen Anforderungsbedingungen werden nicht geprüft. Es findet in der Regel eine Verhandlung auf der Ebene von Ideen statt, deren Bewährung im Alltag auf anderen Wegen ermittelt werden muss.

Eine Variante, die diesem Ziel einen Schritt näher kommt, ist die kritische Auseinandersetzung mit Bauten, die bereits „in die Jahre gekommen“ sind.¹⁸ Die gleichnamige Artikelserie der Zeitschrift „db“ machte es sich zur Aufgabe, vor allem solche Gebäude aufzusuchen, die zu ihrer Entstehungszeit für Aufsehen und Diskussionen gesorgt hatten; die Intention bestand also ausdrücklich darin, rückblickend zu bewerten, inwiefern sich die damaligen Erwartungen auf lange Sicht bestätigt haben. Dabei können nun in der Tat auch Fakten wie Umnutzungen, notwendige Umbauten und Sanierungsmaßnahmen, oder die ökonomische Geschichte des Gebäudes Anhaltspunkte über Nutzungsmuster geben. Eine solche retrospektive Kritik ist ungemein wertvoll, um die extreme Gegenwarts- bzw. Zukunftsfixierung des Fachdiskurses zu durchbrechen und den Blick auf Visionen und Ideen von gestern und deren Gelingen oder Scheitern zu lenken. Aber auch bei dieser Form der Kritik bleibt die Subjektivität des Kritikers zentral, es gibt kein geregeltes methodisches Vorgehen und keine systematischen empirischen Überprüfungen. Das resultierende Wissen ist anekdotisch und impressionistisch.

Von der Notwendigkeit systematisierter Wissenserzeugung

Im Ergebnis dieser Überlegungen muss man zu dem Schluss kommen, dass die verschiedenen Strategien der Wissenserzeugung und -vermittlung, die sich unmittelbar auf den Gebrauch von Architektur beziehen, nicht den Standards entsprechen, die für gewöhnlich an wissensbasierte Disziplinen angelegt werden; es handelt sich im Wesentlichen um individuelle Erfahrungen und informierte Meinungen, die nicht nach methodischen Standards diskutierbar sind. Es kann folglich nicht davon ausgegangen werden, dass es allein auf der Basis dieses hohen Ausmaßes an Subjektivität auf lange Sicht zu einer geregelten Akkumulation von Wissen kommt, die zu einem Fortschritt innerhalb der Disziplin führt, dergestalt, dass das Gesamtwissen über den Architekturgebrauch von Generation zu Generation die „wahre“ Situation zutreffender und/oder vollständiger beschreibt.

Vielmehr sind zur systematischen Erfahrungsakkumulation zusätzliche Mittel erforderlich, die „forschungsförmiger“ sein müssen als die bislang beschriebenen Strategien. In Anbetracht der

Tatsache, dass die Forderung, mehr zu forschen, gerade in jüngerer Zeit verstärkt von Seiten der Politik an die Architektur herangetragen wird, und sich zudem eine lebhafte Debatte darüber entwickelt hat, was Forschung in der Architektur eigentlich heißen kann,¹⁹ soll an dieser Stelle ein Plädoyer für die systematische Erforschung des Gebrauchs von Architektur erfolgen. Dabei wird einerseits auf ein konkretes Beispiel, andererseits auf ein zusätzliches methodisches Potenzial verwiesen, das Architekten bisher weitgehend ignoriert haben, von deren Vorhandensein sie aber zumindest Notiz nehmen sollten. Schließlich erfordert eine systematische Erforschung der Gebrauchsaspekte die kreative Integration sozialwissenschaftlicher Methoden in die Architektur.

Einbeziehung der qualitativen Sozialforschung – ein Beispiel

Der Versuch einer solchen Integration wurde während den letzten beiden Jahre mit einer kleinen Studie zur Erkundung unterschiedlicher Wohnorientierungen unternommen. Mittels Leitfadeninterviews wurden in verschiedenen Kommunen des Bodenseeraums Bewohner suburbaner Einfamilienhausgebiete sowie innerstädtischer Quartiere sowohl zu ihrer eigenen, als auch zur jeweils komplementären Wohnsituation befragt.²⁰ Bei der Studie, die in Zusammenarbeit zwischen Soziologen und Architekten stattfand, wurde durch verschiedene methodische Bausteine und Konstellationen der Experten-Laien-Asymmetrie entgegengewirkt.

Ziel war es, die Befragten in der Interviewsituation die Rolle von „Experten ihres eigenen Alltags“²¹ ausfüllen zu können. Umgesetzt wurde dies vor allem mittels der so genannten „fotogeleiteten Hervorlockung“²² – einer in der Soziologie eher selten praktizierten Methode, die in jenem Kontext in zwei verschiedenen Formen angewandt wurde. Zunächst wurden die Interviewpartner gebeten, Positiv- und Negativaspekte der eigenen Wohnsituation mit jeweils fünf Fotos – gegebenenfalls durch Symbolisierungen abstrakter Sachverhalte – abzubilden. Diese Fotos wurden anschließend von den Soziologen und den Interviewpartnern gemeinsam am Notebook betrachtet und dienten somit der Strukturierung und Erzählgenerierung der Leitfadeninterviews. Dabei waren die Befragten in der Position, Ablauf und Rhythmus des Gesprächs entscheidend zu beeinflussen, da sie selbst entscheiden konnten, wie viel sie zu einem Bild erzählen und wann sie zum nächsten Bild übergehen möchten.

Im Anschluss an die Beschreibung der Wohnsituation anhand der eigenen Fotos wurde eine zweite Form der fotogeleiteten Hervorlockung angewandt. Dem Interviewpartner wurden nun fünf Fotos der jeweils anderen Wohnsituation vorgelegt. Es wurden also die Einfamilienhausbewohner gebeten, Fotos innerstädtischer Wohnsituationen zu kommentieren – und die Bewohner städtischer bzw. citynaher Quartiere entsprechend Fotos von Einfamilienhaussituationen, die die Soziologen vorab ausgewählt hatten. Formulierungen aus den Aufzeichnungen der Interviews, wie z.B. „[...] das kann man gleich den Architekten sagen“²³, oder auch leichte Änderungen des von den Soziologen vorgeschlagenen Interviewablaufs durch die Befragten²⁴ verdeutlichen, dass Letztere offensichtlich die ihnen zugedachte Rolle als „Experten“ auch angenommen und ausgefüllt haben.

Eine „klassische“ Rollenverteilung, bei der der Nutzer als Laie und der Architekt als Experte auftritt, kam insofern nicht zum Tragen, da die in die Studie einbezogenen Architekten weder an der Arbeit im Feld noch an der Auswertung des Interviewmaterials beteiligt waren. Da auch im

Vorfeld der Studie versucht wurde, die Soziologen möglichst wenig durch die Erwartungen und Vorurteile der Architekten hinsichtlich möglicher Ergebnisse zu beeinflussen,²⁵ erlangte die Architektenperspektive erst zu einem relativ späten Zeitpunkt Relevanz. Parallel zur Auswertung des empirischen Materials durch die Soziologen setzte eine gemeinsame Phase des interdisziplinären Austausches ein, auf die dann eine Interpretation der Ergebnisse durch die Architekten und schließlich Analysen verschiedener baulicher Umsetzungen sowie die Ableitung einiger Kriterien für Entwürfe im Rahmen einer Bauausstellung folgten. Damit hatten die Architekten zwar das „letzte Wort“, indem sie die Ergebnisse aus ihrer Perspektive – und damit bei allen Bemühungen um „Objektivität“ auch in ihrem Sinne – deuten konnten. Weil aber die Aussagen aus dem Feld zunächst von den Soziologen anonymisiert, gefiltert und durch Typenbildung abstrahiert und extrapoliert wurden, konnte einerseits ein brauchbares Gerüst für die genannten Analysen und Entwurfskriterien bereitgestellt und andererseits die Gefahr subjektiver Projektionen vermeintlicher Wohnorientierungen erheblich verringert werden.

Deutlich wird dies am Beispiel familienspezifischer Nutzungsanforderungen. Ohne die Arbeit der Soziologen im Feld hätten die beteiligten Architekten den Bedürfnissen von Familien – egal ob es sich hierbei um traditionelle, um Patchwork- oder um „postfamiliale“²⁶ Familien handelt – weitaus weniger Beachtung geschenkt, obwohl auch eine relativ aktuelle Studie speziell im Untersuchungsgebiet des Bodenseeraums den vergleichsweise hohen Stellenwert der Familie unterstreicht.²⁷ Da Diskussionen um die Individualisierung und die so genannten „neuen Haushalte“ gerade in Architektenkreisen Konjunktur haben, hätten Entwürfe für Single-, DINK- und LAT-Haushalte ohne den soziologischen Input ein deutlich größeres Gewicht erhalten, als dies bei einer geplanten Bauausstellung am Bodensee tatsächlich sinnvoll ist.

Der beschriebene Einsatz von Leitfadeninterview, fotogeleiteter Hervorlockung und Typenbildung hat also den Vorteil einer relativ differenzierten Systematisierung individueller Erfahrungen mit Gebrauch und Wirkung von Architektur. Ein solches Vorgehen hat gleichzeitig aber den Nachteil, dass der Nutzer keine direkten Möglichkeiten der Einflussnahme auf den Entwurfsprozess hat, wie dies beispielsweise bei einem klassischen Bauherrngespräch der Fall ist. Deshalb ist eine solche Arbeitsweise eher für Planungen in Konstellationen geeignet, bei denen die Bedürfnisse potentieller Nutzer der Abstraktion bedürfen, weil einerseits die konkreten Nutzer vorab noch gar nicht bekannt sind und andererseits die Dimensionen eines Einzelprojekts deutlich überschritten werden. Das Wissen um die Nutzungsorientierungen sollte also mehrfach und in unterschiedlichen Kontexten angewendet werden können, damit der Mehraufwand der Feldforschung auch gerechtfertigt ist. In solchen Fällen wäre es durchaus empfehlenswert, diese Werkzeuge nicht nur zur Erforschung der Wohnorientierungen sondern auch zur Erfahrungsakkumulation hinsichtlich anderer Gebrauchsformen von Architektur zu nutzen.

Gebäudeevaluation – ein bisher wenig beachteter Werkzeugkoffer

Neben der Vorgehensweise des soeben beschriebenen Fallbeispiels existiert allerdings seit geraumer Zeit ein umfassendes methodisches Spektrum zur Erforschung des Gebrauchs, denn selbstverständlich waren der allgemein konstatierte Mangel an methodischer Stringenz und das insgesamt geringe Interesse der Architektur an der Nutzerperspektive schon früheren Beobachtern des Architekturgeschehens aufgefallen. Aufgrund einer vergleichbaren Diagnose hat

sich an der Schnittstelle zwischen Architektur und Sozialwissenschaften seit den späten sechziger Jahren die so genannte Post Occupancy Evaluation entwickelt,²⁸ die seither auch kontinuierlich praktiziert und methodisch fortentwickelt wurde, allerdings weit gehend unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der praktizierenden und auch der akademischen Architektur. Post Occupancy Evaluation bezeichnet einen Forschungsansatz, der im Wesentlichen versucht, die oben dargestellten Erkenntniswege zu bündeln und so zu systematisieren, dass eine umfassende Bewertung von Gebäuden möglich wird, die weit gehend unabhängig von der Subjektivität des Untersuchenden ist und nachprüfbar dokumentiert wird.

Die Ziele von solchen Evaluationen sind vielfältig. Sie reichen von stark anwendungsorientierten Prozessen, bei denen es darum geht, Ansatzpunkte für nachträgliche Optimierungsmaßnahmen zu finden bis hin zu groß angelegten Vergleichsstudien, bei denen eine Reihe von Gebäuden eines bestimmten Typs untersucht mit dem Ziel wird, tatsächlich zu verallgemeinerbaren Aussagen über die Passung von Nutzeransprüchen und Verhaltensweisen einerseits und Entwurfsmerkmalen andererseits zu kommen. Dokumentierte Beispiele für Evaluationen liegen für Bürogebäude, Wohngebäude, Schulen und Kindertagesstätten ebenso vor wie für öffentliche Räume oder Museen. Methodisch handelt es sich nicht um ein einheitliches Vorgehen, sondern eher um einen „Werkzeugkasten“, aus dem Methoden, angepasst auf die jeweilige Aufgabe, zielgenau ausgewählt und kombiniert werden können.

Während die Gebäudeevaluation in den angelsächsischen Ländern durchaus eine gewisse Verbreitung gefunden hat, und zwar sowohl in der Praxis als auch innerhalb der Forschungslandschaft, kann dies für den deutschsprachigen Raum keineswegs behauptet werden. Hier bleibt sie bislang ein Randphänomen, das auf Einzelfälle beschränkt ist, die zudem meist von Psychologen durchgeführt werden, und deren Ergebnisse kaum je Eingang in die architekturinterne Diskussion finden. Das Potenzial von Post Occupancy Evaluation als Forschungsansatz für die Möglichkeit der Wissenserzeugung über den Gebrauch von Architektur liegt somit brach.

Für diesen Umstand lassen sich durchaus Gründe finden; so ist beispielsweise die Zusammenarbeit von Sozial- und Verhaltenswissenschaftlern mit Architekten und Planern eine Voraussetzung für die sachgemäße Durchführung und Weiterentwicklung von Evaluationen. Dieser Zusammenarbeit fehlen in Deutschland die institutionellen und organisatorischen Grundlagen. Interdisziplinäre Kooperationen wie im Fall der oben erwähnten Studie sind selten, zumal diese Zusammenarbeit, die (in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts) einmal intensiver war, auch nachhaltige Enttäuschungen produziert hat, die bis heute fortwirken. Davon abgesehen, wird aber das Fehlen dieser Art systematischer Nutzer- und Nutzungsforschung innerhalb der Architektur auch kaum als Defizit erlebt. Zudem weckt der Begriff der Evaluation immer auch zwiespältige Gefühle, da er mit kontroversen Diskussionen in anderen Bereichen (z.B. der Bildungs- und Hochschulpolitik) gekoppelt ist. Evaluation wird dann nicht als Möglichkeit zur wissensbasierten Verbesserung der eigenen Praxis, sondern als Unterwerfung unter externe, möglicherweise unsachgemäße Standards erlebt.

Dabei liegt gerade in der offenen, transparenten Diskussion und Festlegung von Kriterien und Standards einer der wesentlichen Gewinne von Gebäudeevaluation. Denn das Verfahren macht es unbedingt erforderlich, die eigenen Bewertungsmaßstäbe und Beobachtungsgegenstände zunächst einmal nachvollziehbar zu benennen. Dies muss unter Rückgriff auf die jeweiligen Entwurfsziele geschehen, d.h. auch diese müssen zunächst einmal expliziert werden.²⁹ Hiermit gewinnt das Verfahren eine Präzision, die deutlich über die der meisten anderen Diskursformen innerhalb der Architektur, zumindest soweit sie Gebrauch und Nutzung betreffen, hinausgeht. Diese Präzision hat den Vorteil, dass sie die Ergebnisse kommunizierbar macht und damit auch eine nützliche Rolle während der Ausbildung übernehmen kann. Zudem erleichtert eine erfolgreiche Explikation der Entwurfsziele auch die Kommunikation zwischen Architekten und Nicht-Architekten, also Bauherren, Nutzern und Öffentlichkeit, weil sie auf einer gemeinsam entwickelten Begrifflichkeit beruht. Jede Gebäudeevaluation ist im Kern ein moderierter Dialog zwischen Architekten und Nutzern und kann daher zum Ausgangspunkt einer weiterreichenden Auseinandersetzung werden.³⁰

Deshalb setzt die Entfaltung dieser Potenziale aber auch voraus, dass die Forscher, die Evaluationen durchführen, willens und in der Lage sind, ihre Ergebnisse in einer Weise zu kommunizieren, die für Zielgruppen wie Praktiker und Studenten attraktiv, zugänglich und verständlich ist. In diesem Punkt besteht noch ein erheblicher Verbesserungsbedarf. Tatsächlich erscheinen die Ergebnisse von Evaluationen, sofern sie veröffentlicht werden, derzeit vornehmlich in Zeitschriften überwiegend sozialwissenschaftlicher Ausrichtung, die vielen Architekten kaum zugänglich sind, und deren Darstellungskonventionen sie für Nichtsozialwissenschaftler auch wenig attraktiv machen.³¹ Diese Lage müsste sich verändern, wenn die Gebäudeevaluation auf mittlere Sicht einen wirklichen Beitrag zur Entwicklung des disziplinären architektonischen Wissens leisten soll.³²

Eine stärkere Akzeptanz der Gebäudeevaluation durch die Architektur sollte dabei durchaus auch das Ziel verfolgen, die Methodik kreativ weiterzuentwickeln, auf eigene Fragestellungen zu übertragen, und durch andere Ansätze einer neuen „Gebrauchsforschung“ zu erweitern. Dabei ist es wichtig, dass die Thematik und die Methodik nicht als Teil des Facility Management wahrgenommen und in die entsprechenden Abteilungen delegiert wird.³³ Zu wünschen ist vielmehr, dass die Auseinandersetzung mit den Qualitäten von Architektur, mit deren grundsätzlicher Bestimmbarkeit und der Rolle des Gebrauchs dabei, auch als architekturtheoretisches Problem begriffen und diskutiert wird. Gerade angesichts einer Entwicklung in der Architektur, die aufgrund erweiterter technischer Möglichkeiten und veränderter diskursiver und wirtschaftlicher Zwänge dazu tendiert, Formerfindungen, Oberflächendramaturgien und Ambiguierungsstrategien³⁴ in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit zu rücken, müssen Fragen nach Bedeutung und Bestimmung des Gebrauchs theoretisch neu geklärt und empirisch untersucht werden.

Anmerkungen

¹ Weisskamp, Herbert: Todsünden gegen die Architektur – Düsseldorf/Wien, ECON Verlag, 1984, S. 80.

² Larson, Magali Sarfatti: Behind the postmodern façade. Architectural change in late twentieth-century America – Berkeley (CA), University of California Press, 1993.

³ Die drastischste und umfassendste Ausformulierung dieses Mythos stellt wohl immer noch Ayn Rands Roman „The Fountainhead“ von 1943 dar. Nach wie vor beeindruckend ist die Verfilmung des Stoffes durch King Vidor (1949) mit Gary Cooper in der Rolle des Howard Roark (Deutscher Titel: „Ein Mann wie Sprengstoff“). Vgl. hierzu auch die lesenswerte Diskussion bei Saint, Andrew: The image of the architect – Cambridge (MA), Yale University Press 1983.

⁴ Vgl. hierzu: Architektur als „Zuwachs an Sein“. Hans-Georg Gadamer im Gespräch mit Catherine Hürzeler. In: Blödt, Raimund; Bühler, Frid; Murat, Faruk; Seifert, Jörg: Beyond Metropolis. Eine Auseinandersetzung mit der verstädterten Landschaft – Sulgen/Zürich, Niggli Verlag, 2006.

⁵ Ebd.

⁶ Es ist nicht übertreiben, hier von einer strukturellen Überforderung zu sprechen. Die Geschichte der Architekturtheorie kann auch als stetiger Versuch gewertet werden, mit dieser strukturellen Überforderung durch Akzentuierungen und Ausblendungen umzugehen.

⁷ Die hier angesprochene Diskussion über Forschung und Architektur wird z.B. in Großbritannien sehr viel intensiver und ernsthafter geführt als in Deutschland. Dies vor allem deshalb, weil die Frage der Messbarkeit im Rahmen der regelmäßig durchgeführten, so genannten Research Assessment Exercise (RAE), aufgrund ihrer unmittelbaren Folgen für die Finanzierung existenzielle Bedeutung für die Fachbereiche angenommen hat. Einen guten Überblick über die vertretenen Positionen und deren Durchsetzbarkeit geben die regelmäßig zu diesem Thema veröffentlichten Editoriale, Leserbriefe und Positionspapiere im „Architectural Research Quarterly“.

⁸ Der umfassendste Versuch, die Natur architektonischen Wissens psychologisch zu beschreiben, stammt von Bryan Lawson (vgl. hierzu Lawson, Bryan: What designers know – Oxford, Architectural Press, 2004.) Interessant in diesem Zusammenhang sind auch die Überlegungen von Francis Duffy (vgl. hierzu Duffy, Francis; Hutton, Les: Architectural Knowledge – The idea of a profession – London, E&FN Spon, 1998).

⁹ Vgl. zu den professionell bedingten Perspektivenunterschieden zwischen Architekten und Laien: Rambow, Riklef: Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur – Münster, Waxmann Verlag, 2000.

¹⁰ Das Beispiel ist der Lehre von Prof. Rolf Neddermann an der FH Konstanz entlehnt. Vgl. <http://www-home.fh-konstanz.de/~nedderma/lehre2.htm?b3>

¹¹ Atelier 5 (Hrsg.): Atelier 5. Siedlungen und städtebauliche Projekte – Braunschweig/Wiesbaden, Vieweg Verlag, 1994, S. 40.

¹² In der Tradition der Chicago School ist die Teilnahme dabei nur Mittel zum Zweck der Beobachtung. Dagegen entspräche das vorab beschriebene, langzeitige Wohnen der Architekten in den eigenen Häusern aufgrund einer verschobenen Zweck-Mittel-Relation eher der „beobachtenden Teilnahme“ (vgl. Schmitt, Jürgen: „Wer plant hier für Wen?“ Feldforschung in der Interaktionsgemeinde eines ostdeutschen Prozesses der Stadtteilarbeit – Wiesbaden, VS-Verlag 2004, S. 54ff.).

¹³ Alle Zitate Atelier 5, a.a.O.

¹⁴ Wenn die Verhaltensbeobachtung tatsächlich im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen eingesetzt wird, dann erfordert sie einen nicht unerheblichen Aufwand. Eine relativ häufig eingesetzte Methode ist das Behavior mapping, vgl. dazu Ittelson, William H.; Rivlin, Leanne G.; Proshansky, Harold M.: The use of behavioral maps in environmental psychology. In: Proshansky, Harold M.; Ittelson, William H.; Rivlin, Leanne G. (Hrsg.): Environmental Psychology: Man and His Physical Setting – New York, Holt, Rinehart & Winston, 1970, S. 658–668.

¹⁵ Gerade dieses Repertoire bekannter „Fälle“, also gestalterischer Problemlösungen, wird von vielen Theoretikern als Basis individueller architektonischer Expertise betrachtet, vgl. Schön, Donald A.: The reflective practitioner. How professionals think in action – New York, Basic Books, 1983; Downing, Frances: Image banks: Dialogues between the past and the future – In: Environment and Behavior (1992), 24, S. 441–470.

¹⁶ Wenngleich die Architekturkritik sich selbst auch gern als Architekturvermittlung definiert, womit sie eine wichtige Brückenfunktion zwischen autonomem und heteronomem Diskurs einnehmen würde, so ist sie von Struktur, Argumentationsweise und Rezeption her gesehen wohl doch ganz überwiegend dem autonomen Diskurs zuzurechnen.

¹⁷ Vgl. hierzu z.B. Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Streiten für die menschliche Stadt. Texte zur Architekturkritik – Hamburg, Junius Verlag, 1997 sowie Conrads, Ulrich, Führ, Eduard; Gänshirt, Christian: Zur Sprache bringen. Eine Kritik der Architekturkritik – Münster, Waxmann Verlag 2003.

¹⁸ Die Artikelserie steht hier stellvertretend für vergleichbare Unternehmungen anderer Autoren und Publikationsorgane. Sie ist auch in Buchform erschienen: Dechau, Wilfried (Hrsg.): In die Jahre gekommen, 3 Bände – Stuttgart, DVA, 2001.

¹⁹ Zwei überaus unterschiedliche Ansätze werden diskutiert in: Seifert, Jörg: Urban Research: Biopsy and Density. Eine vergleichende Gegenüberstellung zweier Positionen der aktuellen Diskussion zur Städtebauforschung am Beispiel von Sanford Kwinter und Winy Maas – Weimar, VDG, 2003.

²⁰ Vgl. Schmitt, Jürgen et al.: Einfamilienhaus oder City? Wohnorientierungen im Vergleich – Wiesbaden, VS-Verlag 2006, S. 19ff.

²¹ Vgl. ebd., S. 23.

²² Der amerikanische Soziologe Douglas Harper verweist auf die verbreitete Bildabstinenz der Soziologie und fordert eine stärkere „Verknüpfung von visueller Information und soziologischer Denkungsart“ (vgl. Harper, Douglas: Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch – Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Verlag, 2000, S. 402–416, hier S. 402).

²³ Schmitt et al., a.a.O., S. 68.

²⁴ So wurden z.T. nach eigenem Ermessen mehr oder weniger als fünf Bilder von den Positiv- oder Negativaspekten erstellt, in zwei Fällen zusätzliche Fotos von anderen Aspekten, die den Interviewpartnern wichtig erschienen, und in ein Interviewpartner lehnte die Unterscheidung in Positiv- und Negativaspekte grundsätzlich ab (vgl. ebd., S. 27).

²⁵ Eine Zurückhaltung, welche die beteiligten Architekten im Prozess zunehmender Vertrautheit mit den sozialwissenschaftlichen Methoden mehr und mehr aufgaben, zumal die zugrunde gelegte entdeckende Forschungslogik diese auch nicht zwingend erfordert (vgl. ebd., S. 188).

²⁶ Dieser Begriff geht auf Elisabeth Beck-Gernsheim zurück (vgl. hierzu: Beck-Gernsheim, Elisabeth: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen – München, Verlag CH Beck, 1998).

²⁷ Vgl. Denz, Herman: Region Bodensee – auch eine eigene Wertewelt? – Regensburg, Roderer Verlag, 2002, S. 12ff.

²⁸ Überblicke zum Stand der Diskussion und eine Einführung in die Methodik geben z.B. Preiser, Wolfgang F.E.; Rabinowitz, Harvey Z.; White, Edward T.: Post-occupancy evaluation – New York, Van Nostrand Reinhold, 1988 sowie ferner Baird, George; Gray, John; Isaacs, Nigel; Kernohan, David; McIndoe, Graeme (Hrsg.): Building Evaluation Techniques – New York, McGraw-Hill, 1995 oder jüngst: Van der Voordt, Theo J. M.; van Wegen, Herman B. R.: Architecture in use: an introduction to the programming, design and evaluation of buildings – Amsterdam, Elsevier, 2005.

²⁹ Wolfgang Preiser hat hierfür das Konzept der „Performance“ eingeführt, das versucht, Gebäudewirkungen in umfassender Weise zu beschreiben. Konkrete Evaluationen können sich dann durchaus auf einige wenige Aspekte der Gebäudeperformanz beschränken, vgl. Preiser, Wolfgang F. E.: Built environment evaluation. Conceptual benefits and uses – In: Journal of Architectural and Planning Research (1994), 11 (2), S. 91–107.

³⁰ Die aktuelle deutsche Diskussion um „Baukultur“ und deren Förderung bzw. Vermittlung kommt nicht zufällig immer wieder auf die Frage gültiger Qualitäten von Architektur, deren Bestimmbarkeit und ihre relative Bedeutung für unterschiedliche „Zielgruppen“ zurück. Wer qualitätvolle Architektur fördern will, muss Qualitäten klar benennen können. Vgl. hierzu auch Rambow, Riklef; Moczek, Nicola: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel: Evaluation und Baukultur – In: Deutsches Architektenblatt (2001), 33(3), S. 24–25.

³¹ Zu nennen sind hier die Zeitschriften „Environment and Behavior“, „Journal of Environmental Psychology“ und, etwas mehr auf die Architektur zielend, das „Journal of Architectural and Planning Research“, im deutschen Sprachraum wohl am ehesten die „Umweltpsychologie“. Eine weitere Quelle sind die regelmäßig erscheinenden Kongressberichte der Fachgesellschaften „Environmental Design Research Association“ (EDRA) und „International Association for People-Environment Studies“ (IAPS).

³² Die Schwierigkeiten, denen sich – auch in angelsächsischen Ländern – Versuche der institutionalisierten Zusammenarbeit zwischen forschenden und entwerfenden Architekten stellen müssen, sind recht eindrücklich in Stevens, Gary: The favoured circle: the social foundations of architectural distinction – Cambridge (MA), MIT Press, 1998 beschrieben und analysiert.

³³ Was nicht heißen soll, dass die POE nicht in auch diesem Kontext durchaus ihren Wert hätte; Letzterer beschränkt sich allerdings nicht darauf.

³⁴ im Sinne von Rambow, Riklef; Rambow, Honke: Grenzen der Entgrenzung: Architektur, Musik, Drogen – In: Wolkenkuckucksheim (2004), 1 (<http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/Wolke/deu/Themen/041/Rambow/rambow.htm>)